

Riedland [Fortsetzung]

Autor(en): **Guggenheim, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633646>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

8. Fortsetzung

„Gern, Marieli“, sagte die Schwester, hob das Kleid ein wenig über ihren schweren Schnürschuhen und stieg ein. Sie setzte sich an das hintere Ende des Bootes und Marie führte langsam die Ruder. Je weiter sie ins Ried hineinkamen, um so höher und dichter wurde die Schilfmauer zu beiden Seiten des Wassers; als sie den grossen Bogen hinter sich hatten, war es ganz einsam um sie. Die Luft summt wie eine verklingende Basssaite, deren Anschlag längst vorüber war. Vom Plätschern der Ruder aufgeschreckt, stürzte sich von Zeit zu Zeit eine Ringelnatter in den Kanal und floh auf dem Grunde davon. Die Frösche aber lagen regungslos bis zum Maul im Wasser, mit faul treibenden Schenkeln, glotzten in die Sonne und liessen sie vorüberziehen.

„Wie geht's dir, Marieli?“

„Gut, Schwester Pia, gut!“ Sie sagte es inbrünstig und ernst.

„Bist glücklich?“

Marie nickte und zog mit ihren braunen Armen an den Rudern, dass sich das Blüschchen spannte.

„Das ist recht, Marieli“, sagte die Schwester, aber sie lächelte nicht. „Gehst auch noch manchmal in die Kirche?“ fragte sie.

„Nein, seit einem halben Jahr nicht mehr“, sagte auf einmal Marie, wurde rot und schüttelte den Kopf. Aber ihre Augen flohen nicht. Sie schaute der Schwester unter die Haube, beharrlich, wie in einer Art Herausforderung.

„Muss das sein, Marieli? Meinst, die Kirche versteht das nicht?“

Marie ruderte ein paar Schläge weiter. „Ich könnte es nicht ertragen, Schwester Pia, ich könnte es nicht ertragen, dass man das Sünde nennt!“

Schon hörten sie das Geschrei der Möven an ihren Sommerplätzen. Ein Weih kreiste langsam über dem Sumpf und die weissen Vögel bedrängten ihn kreischend.

„Es kann keine Sünde sein“, sagte Marie noch einmal, blickte über das Wasser und schüttelte langsam den Kopf. Dann schaute sie auf, die Lanzen des Schilfs über sich, ein Bild des Sommers.

Die Schwester hob ungeschickt ihre Hand aus dem Schoss.

„Marieli, Liebes“, sagte sie, „niemand missgönnt es dir ja. Der Herrgott am wenigsten.“

Sie schaute über das junge Mädchen hin; das Brettchen, gegen das es die Füsse stemmte, knarrte im regelmässigen Rhythmus ihres Ruderns und unter dem Kleide dehnte es sich und schaffte es von arbeitenden Muskeln.

„Sie haben doch sonst immer Vertrauen ins Marieli gehabt, Schwester Pia!“

Die Klosterfrau lächelte, aber im Schatten der Haube, zwischen Kinnband und Stirnbinde, stand ihr Gesicht fern wie eine milde wächserne Maske.

„Oh, Schwester Pia“, sagte Marie leise und liess die Ruder gleiten. Aus dem Röhricht hörten sie das Piepsen der Vögel, ein leiser unermüdlicher Chor.

„Sie gehört nicht dahin“, dachte Marie. Die Freude, die sie ihr gebracht hatte, kam von einem Jenseits dieser Tage her, aus dem Dämmer eines Altars mit vergoldeten Säulen und künstlichen Blumen in blauen Glasvasen und wächsernen Kerzen, die auf marmornen Gesimsen leise über ihrem Scheitel knisterten.

Das Boot trieb langsam dem Schilf entlang und rieb sich an den flirrenden Blättern. Sie scheuchten einen Röhrsänger auf, Marie folgte ihm mit den Augen und überlegte, wo nach der Art seines Fluges das Nest liegen mochte. Als sie den Blick zurückwandte, hatte die Schwester den Kopf gesenkt. Von ihren Knien fielen die Faltenäuler des schwarzen Kleides und sein Saum bildete einen grossen Halbkreis. Marie erriet, dass sie in der weissen Kapelle ihrer Haube betete. Sie erhob sich leise und setzte sich neben sie. Sie streckte ihre Hand in die Schlinge des Rosenkranzes und umfasste mit ihren braunen Fingern Pias Gelenk.

„Das wäre alles, was ich zu beichten hätte“, flüsterte sie.

Nach einer Weile schaute die Schwester auf. „Ich bin in das Spital von Uznach versetzt“, sagte sie, „kommt mich doch einmal besuchen.“ Sie lachte unter ihrer Haube hervor und strich dem Mädchen eine Haarsträhne aus der Stirne. „Wie spät ist es eigentlich?“

Die bimmelnde Mittagsglocke der Kapelle zum Linthport sandte ihr aus der Ferne, über das flimmernde Ried hin, die Antwort.

ZWÖLFTE KAPITEL.

Sie sassen im grünen Dämmerlicht der verlassenen Kegelbahn hinter dem Gasthaus zum „Schlüssel“. Rochat hatte die Karte auf dem Tisch ausgebreitet, durch das Weinlaub fiel ein schräger Sonnenstrahl und durch ihn war die Gegend des Rieds auf der Karte wie von einem Scheinwerfer grell beleuchtet. Der Gemeindepräsident beugte seinen runden Kopf über das Blatt, die kurzen Härchen auf seinem Schädel waren alle feucht; wo die Hosenträger auflagen, schlug der Schweiss durch das Leibchen.

„Zum ersten Mal ist es mir aufgefallen“, sagte Rochat, „als ich auf der Karte die Brandstätten ankreuzelte.“

Der Gemeindepräsident strich sich mit dem Daumenballen über den werghonden Schnurrbart und sagte nichts.

Rochat setzte seinen Rotstift auf die Karte. „Hier“, sagte er, „hier war die erste Brandstätte, und nun passen Sie auf, Herr Janser!“

Sein Stift begann zu wandern. „Da ist der Stadel vom Schnyder, dann kommt die Scheuer vom Grob.“ Von

Brandstätte zu Brandstätte zog er eine rote Linie. „Da der Schopf vom oberen Bamert und zuletzt nun die Riedscheune.“

Als er den Rotstift hob, war auf der Karte der Beginn einer grossen Spirale zu sehen.

„Sie sehen, es ist fast ein Kreis. Nur gegen das Ried hin bleibt er offen, weil keine Häuser mehr da sind. Aber nun schauen Sie! Was ist der Mittelpunkt?“

Er zog den Rechenschieber aus der Brusttasche, drückte dessen eines Ende auf die Karte und drehte das andere im Kreise herum, der roten Linie nach.

„Merken Sie was?“

Der Gemeindepräsident betrachtete das Muttermal auf Rochats Wange und sagte immer noch nichts. Rochat hob den Rechenschieber vom Blatt.

„Das ist der Mittelpunkt“, sagte er, „der Bohrturm!“

Es war so still in der Kegelbahn, dass sie das Summen der Bienen im Weinlaub hören konnten.

„Die Riedscheune dürfen Sie nicht mitrechnen“, sagte Rochat nach einer Weile eifrig, „denn hier beginnt bereits die Spirale. Sie befindet sich etwa ein Kilometer unter der Scheuer des oberen Bamert.“

„Was wollen Sie mit dem allem sagen?“ fragte endlich der Gemeindepräsident.

Der Ingenieur sah auf und lachte.

„Wenn Sie im Urwald von den Wilden an einen Pfahl gebunden werden und die Menschenfresser tanzen mit Fackeln um Sie herum, werden Sie dann auch noch fragen, was das zu bedeuten habe? Werden Sie dann diese Sprache auch noch immer nicht verstehen?“

„Die uralten Dinge der Menschen haben alle dieselbe Sprache“, fügte er nach einer Weile nachdenklich mit leerem Blick hinzu. „Begreifen Sie denn nicht? Es tanzt einer mit einer brennenden Fackel um uns herum!“

Der Gemeindepräsident verschränkte die behaarten Arme vor sich auf dem Tisch und starrte in die Luft.

„Sie meinen, der Bohrturm sei gefährdet?“ fragte er dann.

„Der Bohrturm, jawohl, die Teufelskirche!“

Beim letzten Wort schaute der andere auf, und Rochat konnte auf seinem Gesicht den Ablauf einer ganzen Gedankenkette verfolgen.

„Ja, so, Sie meinen, es hat einen religiösen Hintergrund?“

Rochat schaute ihm gerade in die Augen.

„Ganz vorn an der Spitze jedes Eisens, das in den Boden getrieben wird, ist die Grenze, wo die zwei grossen feindlichen Mächte Natur und Technik aufeinanderstossen“, sagte er langsam. „Und immer wird es Menschen geben, denen die Eisenspitze so weh tut, als schlänge man sie ihnen in das eigene Fleisch.“

„Ach, er versteht mich nicht“, dachte er mutlos und blickte über die nassen Härchen des Gemeindepräsidenten hinweg.

„Tenez“, begann er nochmals eifrig, „der Linthkanal, der Rickentunnel, das Kraftwerk im Wägital, die Transformatorstation in Grynau, alle diese ausgeführten und projektierten Dinge sind doch grosse Wohltaten und Fortschritt für die Gegend, bringen Gesundheit, Verkehr, elektrische Kraft, neuen Boden. Aber Sie wissen es ja selbst. Herr Janser, immer waren manche Leute da, die dagegen waren, trotz dem vielen Nutzen, einfach so aus dem Gefühl heraus.“

Er sah auf einmal Marie vor sich, sie stand da, blickte zu ihm auf und hatte ein Eilein in der Hand. „Weisst“, sagte sie, „die Natur hat sich ganz ins Ried zurückgezogen.“

Der Gemeindepräsident schaute mit ausdruckslosen Augen auf den roten Kreis in der Karte. „Ich verstehe ganz gut, was Sie sagen wollen“, sagte er nachdenklich und musterte innerlich, wie ein Pfarrer von seiner Kanzel herab, die Köpfe seiner Gemeinde.

„Bei uns sagt man, es hat einer Heimweh, wenn er etwas anzündet.“

„Ja, Heimweh, man kann es auch so nennen“, nickte Rochat.

Auf einmal sah er, dass der andere den Kopf hob und jemandem entgegensah. Rochat drehte sich um. Am Ende der Kegelbahn, in einem sonnenbeschienenen Viereck, stand Baldegger und der Schweiss rann ihm unter der Mütze hervor über die mageren Wangen herab.

Rochat ging ihm entgegen. „Ist etwas passiert, Baldegger?“ fragte er leise.

„Seit einer Stunde dreht die Stange leer.“

„Bohrerbruch?“

Der andere nickte. Rochat stand einen Augenblick bewegungslos, dann kam er an den Tisch zurück und faltete langsam die Karte zusammen.

„Ich muss hinunter“, sagte er zu dem Gemeindepräsidenten. Er war ein bisschen weiss geworden um die Nase herum.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Gegen Abend. — die Pyramiden der Streustöcke warfen bereits ihre langen Schatten über das rötliche Ried, — rief Baldegger von der oberen Plattform durch den Bohrturm herab: „Sie kommen!“ Rochat winkte ihm hinauf, dass er verstanden habe und trat durch die niedere Türe barhäuptig ins Freie. Am Rand der Ebene begannen die Wälder des Buchbergs blau zu werden und dahinter hatte der Himmel die Farbe gelber Rosen. Die Maschine schwieg, nur Baldeggers schrille Hammerschläge, der oben im Turm am Gestänge herumhantierte, klangen durch den Abend.

Rochat sah, wie der schwarzlackierte Wagen von der Strasse abbog, über die kleine Brücke fuhr und auf den Windungen des Riedsträsschens, vom hohen Gras halb verdeckt, vorsichtig und schwankend näher kam, einem Sarge ähnlich, den man durch die Landschaft trug. Dann schwenkte er in das gemähte Plätzchen ein und hielt neben dem offenen Schuppen, unter dem der Segler mit abgenommenen Flügeln lag. Rochat trat an die Türe des Wagens und öffnete.

„Guten Tag, Rochat“, sagte der Kaufmann Diener und kroch unter dem Joch der reichen Leute hindurch. Er war schwarz gekleidet, faustisch und humorlos glommen seine Augen unter dem grauen Hut; ein wagrechter Schnitt beendete seinen kurzen Bart.

„Das ist der Ingenieur Yuchter von der Vingerhooft-Gesellschaft“, sagte er und deutete auf den grossen Mann, der hinter ihm aus dem Wagen stieg.

„Das ist Ingenieur Rochat, unser Bohrmeister.“

Die beiden gaben sich die Hand.

„Ich glaube, ich kenne Sie“, sagte Rochat, „ich habe Ihren Bericht von Ropescu im ‚Geological Magazine‘ gelesen.“

„Oh, der ist nicht von mir geschrieben. Den hat irgend so ein Doktor verfasst. Von mir sind nur die Unterlagen und die Kurven“, lachte der andere. „Ich kann nicht schreiben, wissen Sie.“ Er hatte kleine schläfrige Augen, sein Gesicht glich einem gebauchten Tonkrug, er trug einen weissen Strohhut.

Sie schritten ohne weiteres im Gänsemarsch Rochats Bureau zu.

Der Kaufmann Diener legte seinen Hut auf den Tisch, seine dämonisch gewölbte Stirne reichte bis zum Pol des Schädels, und nun war er ein kleines Männchen.

„Schöne Geschichte!“ sagte er.

Rochat lehnte an die schwarze Steinsäule eines Bohrkerns und blickte durch das Fenster auf das stille Ried.

„Was machen wir nun?“ fragte Diener und lief zwischen den beiden schweisgsamen Männern zierlich und herrisch hin und her.

„Wir heben das Gestänge heraus und beginnen mit der Fangarbeit“, antwortete Rochat.

„Und das geht wie lange?“

„Wenn alles klappt, sechs Wochen.“

„Oh, es klappt nie“, sagte Yuchter freundlich lächelnd.

„Wo ist der Bruch?“

„Bei 1050 Metern ungefähr. Torsionsbruch vermutlich.“

„Und wie tief stecken Sie?“

„1123,4 Meter.“

„Bleiben also noch 70 Meter Gestänge im Loch. Haben Sie starke Abweichung?“ fragte Yuchter.

Rochat öffnete die grosse Kartonmappe, die am Tische lehnte, nahm das Blatt heraus und reichte es dem Ingenieur. „Da“, sagte er, „die Zeichnung ist à jour. Die letzte Messung ist von vorgestern.“

Yuchter schob den Strohhut aus der Stirne, nahm einen kleinen Zirkel aus der Brusttasche und betrachtete lange das Bohrlochprofil.

„Es geht noch an“, machte er, „seit 800 Meter haben Sie eine Deviation, mit ständigem Korrigieren werden Sie vielleicht auf 1800 Meter kommen. Weiter wohl nicht.“

„Kaum“, nickte Rochat.

Der Kaufmann Diener hatte sich zwischen die beiden Männer gestellt und beugte sein Köpfchen über die graphische Darstellung.

„Wenn alles normal gegangen wäre, hätten wir es bis zum Spätherbst erreichen können“, murmelte er.

„Und dann?“ fragte Yuchter.

„Dann hören wir sowieso mit Bohren auf, wenn kein Oel kommt. Mehr Geld ist nicht zu bekommen.“

„Oh, Sie haben keine Geduld. Bis über 2000 Meter sollte man gehen können. In was für Material stecken Sie jetzt?“

„Sandstein“, sagte Rochat.

„Riecht er immer noch?“

„Nein.“

„Und wann war die letzte Spur?“

„Bei 970 etwa“, sagte Rochat, und nahm das verschlossene Einmachglas mit den zwei Gesteinsbrocken vom Wandbrett. Yuchter fischte einen davon heraus und hielt ihn an die Nase. Dann legte er ihn wieder zurück, stellte das Glas auf den Tisch, griff in die Tasche und entzündete eine Zigarette; seine Augen waren nicht mehr schläfrig.

„Kann ich das Bohrjournal sehen?“ fragte er.

Rochat reichte es ihm hinüber, Yuchter rauchte mit tiefen Zügen und begann zu lesen.

„Er hat Pulver gerochen“, sagte Diener und entblöste kleine schwarzangelaufene Zähne.

Der Ingenieur schloss das Buch, drehte den beiden andern den Rücken und blickte durch das Fenster.

„Es sieht aus wie in Rumänien“, sagte er nach einer Weile. Dann drehte er sich um und die beiden Ingenieure schauten sich über das kleine Männchen hinweg in die Augen.

„Well, Mynheer Diener“, sagte dann Yuchter, „da ist nichts zu machen. Bohrerbrüche gehören zum Metier. Haben Sie alles Fangwerkzeug, Rochat? Scheren? Wölfe?“

„Es ist alles da.“

„Haben Sie starken Nachfall?“

„Zu viel. Man hat zu spät mit Verrohren begonnen, aus Sparsamkeit.“

Yuchter nickte. „Es ist immer dasselbe. Bohren kostet halt Geld, Herr Diener.“

„Dreihunderttausend Franken stecken bereits in dem Loch!“

„Geduld wider Geduld, das ist der Kampf mit der Natur. Man kann nur etwas erreichen, wenn man noch geduldiger ist als sie“, sagte Yuchter.

„Sie haben gut reden“, murmelte Diener.

„Seien Sie geduldig wie ein Fischer, Kollege“, wandte sich Yuchter an Rochat, „vor zwei Monaten würde ich nicht ans Sprengen denken.“

Sie waren unter die Türe getreten. Die Sonne war eben am Sinken. Der Chauffeur sah sie kommen, setzte sich hinter das Steuer und liess den Motor anspringen.

Yuchter schaute in den Schuppen hinüber. „Ihr Steckenpferd?“ fragte er Rochat, auf den Segler deutend.

„Ja. Aber für die nächste Zeit ist es wohl nichts damit“, lächelte dieser.

Sie blieben ein bisschen zurück. Yuchter legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Machen Sie sich nichts daraus“, sagte er leise und kniff ein Auge zusammen. „Die sind auf der ganzen Welt gleich.“

Sie schritten über den leicht schwankenden Sumpfboden dem Wagen zu. „Wissen Sie, Geldleute sind immer unser Gegensatz, denn Sie sind Magier. Wir sind mit ihnen zusammengepannt, weil wir beide dasselbe wollen, mit verschiedenen Mitteln: die Natur bezwingen.“

Rochat schaute ihn lachend und ein wenig erstaunt an.

„Bloss, wir Techniker versuchen es mit geduldiger Arbeit, sie aber wollen zaubern!“ sagte Yuchter mit komischer Betonung.

„Fahren Sie nach Uznach hinüber!“ befahl Diener im Einsteigen, während die beiden Männer sich die Hand schüttelten.

Im Fenster der oberen Plattform standen die Gesichter Baldeggers und des Vorarbeiters und schauten herab. Rochat blickte dem davonfahrenden Wagen nach. Hinter der ersten Wegbiegung sah es wieder aus, als trügen sie ein schwankendes Sörglein durch den Abend davon. Dann wurde es so ruhig, dass er von Tuggen herüber das Angelusgeläute hören konnte.

Diener ging an der geöffneten Kellertüre vorbei, aus der ein feuchter und kühler Hauch heraufwehte, und stieg langsam die knarrenden Stufen zu Theresens Wohnung empor. Die Türe war geöffnet und er trat ein. Er wanderte, sich räuspernd, durch den langen Gang und überschritt, als keine Antwort kam, die Schwelle zum Wohnzimmer. Vor den offenen Fenstern lag das violette Licht der Strasse, auf der Kommode leuchtete rosarot der Dom von Siena, unter dem Gebälk zirpte die Elster leise in ihrem Käfig. Diener setzte sich in die dunkle Sofaecke. Er hatte seinen Hut vom Kopf genommen und im Dämmer schimmerte sein Schädel. Er horchte auf das Ticken der Uhr, blickte um sich und erhaschte im Spiegel die Drehung seines eigenen Gesichts. Er kreuzte die Arme vor der Brust, in wartender Stellung, schlug die Beine übereinander und sein kleiner Fuss wippte.

Therese trat ins Zimmer. Sie stellte den Krug auf den Tisch, schloss die Fenster, liess den roten Rollvorhang herunter. Als sie sich umwandte, sah sie den elfenbeinernen Schädel Dieners, seinen schwarzen, wagrecht geschnittenen Bart. Ihre Hand tat eine Bewegung zum Herzen hin.

„Guten Abend, Frau Lehrer“, sagte er.

„Sind Sie schon lange da?“

„Eine Minute. Ich nahm mir die Freiheit, einzutreten. Ich vermutete Sie im Keller. Habe ich Sie erschreckt?“

Therese antwortete nicht. Sie schloss die Türe, hob den Zylinder von der Petrolampe, entzündete den Docht, setzte sich an den Tisch.

„Was gibt's?“ fragte sie leise.

„Ich war drüben in Tuggen. Der Wagen steht beim Ochsen“. Ich wollte Sie noch sehen vor der Heimfahrt.“

„Was gibt's?“ fragte sie nochmals mit einem harten und misstrauischen Blick von unten herauf.

„Der Bohrer ist gebrochen. Die Krone steckt im Stein.“

(Fortsetzung folgt)